

Das lebendige Wort oder unzeitgemäßer Dogmatismus

(Vortrag am Aschermittwoch, dem 9. März 2011 in Gimte)

Zur Einstimmung vier Szenen, die den Kontext beleuchten sollen, der mich zu diesem Thema nicht nur veranlasst, sondern geradezu genötigt hat.

1. Szene: Kirchenführung in Bursfelde vor dem Fresko der Geißelung Jesu. Ich erkläre anhand des Bildes die „*Devotio Moderna*“. Ein Mann aus der Gruppe fragt: „*Wer ist denn der Mann und warum wird der denn geschlagen?*“
2. Szene: 1993 „900 Jahre Kloster Bursfelde“ Abendgebet unter der neu aufgestellten überlebensgroßen Kreuzigungsgruppe. Eine Teilnehmerin erschrocken: „*Was soll denn dieses schreckliche Kruzifix hier?*“ Ich: „*Das ist doch Jesus, der für uns am Kreuz gestorben ist*“. Energische Antwort der Frau: „*Für mich braucht niemand zu sterben!*“
3. Szene: Abendmahlsgottesdienst in Bursfelde. Klaus Dettke teilt den Wein aus mit den Worten: „*Christi Blut für dich vergossen*“. Eine der Teilnehmerinnen energisch: „*So nicht!*“ Pastor vorsichtig: „*Wie denn?*“ Frau vehement: „*Kelch des Heils!*“ Nach dem Gottesdienst heiße Diskussion. Ergebnis: Die Frau trat aus dem „Förderkreis Bursfelde“ aus.
4. Szene: Abendmahlsgottesdienst in Göttingen/ St. Martin nach einem Gemeindegottesdienst über Klaus-Peter Jörns Buch: „Notwendige Abschiede auf dem Wege zu einem glaubwürdigen Christentum“. Abendmahlsformular nach Jörns ohne Sühnopferhinweise. Heiße Diskussion nach dem Gottesdienst: „*Hier seht ihr mich nie wieder!*“ - „*Das war für mich kein Abendmahl!*“ Ein anderer: „*Endlich mal ein Abendmahl nach meinem Herzen*“. Ein anderer: „*Dürft ihr das denn überhaupt?*“ – „*Hier macht ja jeder, was er will!*“

Verkrustete Dogmen sind nicht nur ein Problem der kath. Kirche, in der zur Zeit gerade 144 katholische Theologen tiefgreifende Umwälzungen fordern: Abschaffung des Zölibats, Zulassung von Frauen im Priesteramt. Auch in der evangelischen Kirche als der „**Kirche des Wortes**“ brodelt es kräftig an der Basis, sowie kirchlich fixierter Glaube aus Bekenntnisschriften, Katechismus, Gottesdienst- und Sakramentsverständnis auf die persönlichen Überzeugungen der Menschen trifft. So jedenfalls zeigen es alle diesbezüglichen demoskopischen Untersuchungen in Kirche und Gesellschaft. Auch Glaubensbekenntnisse unterliegen nämlich einem zeitlichen Verfall, wenn sie nur noch verkrustetem Totholz gleichen. So leben viele Christen heute zwischen Progression und Regression, zwischen Aufbruch zu Neuem und Festhalten am Alten. Die einen fürchten eine zunehmende Beliebigkeit in der Kirche, die anderen eine zunehmende Erstarrung in verkrusteten Formen. Es ist eine menschliche Schwäche, dass wir uns vor dem, was wir noch nicht kennen, entweder zu sehr fürchten oder aber davon zu viel erwarten.

Mit unserer Themenstellung heute werden uns zwei entgegengesetzte Größen vorgestellt, zwischen denen man sich offensichtlich entscheiden soll. Stehen wir auf der Seite des „*lebendigen Wortes*“ oder doch mehr auf der des „*unzeitgemäßen Dogmatismus*“? Die beiden Adjektive „*lebendig*“ und „*unzeitgemäß*“ tun nun noch das ihre, um uns auf die richtige Seite zu bringen; denn wer will schon Unzeitgemäßes vertreten. Darum vermute ich, dass die Mehrzahl unter uns längst Stellung bezogen hat natürlich auf der Seite des „*lebendigen Wortes*“ und dem „*unzeitgemäßen Dogmatismus*“ den Rücken gekehrt hat. Denn das sind doch die Anderen, die Unverbesserlichen, ewig Gestrigen, die Katholiken und Fundamentalisten. Nun, ich will es gleich sagen: So einfach werden wir hier heute Abend nicht heraus kommen. Denn das „*lebendige Wort*“ ist uns vielleicht fremder, als wir dachten, und der „*unzeitgemäße Dogmatismus*“ vertrauter als wir dachten. Das jedenfalls ist der Leitgedanke meiner

Ausführungen. So kann es also durchaus geschehen, dass wir mit dem uns so sympathisch erscheinenden, „*lebendigen Wort*“ angereist sind, und dem ganz und gar „*unzeitgemäßen Dogmatismus*“ im Nacken wieder nach Hause gehen müssen.

Harmlos jedenfalls ist das Thema nicht!

Beginnen wir also mit dem „lebendigen Wort“.

Das Evangelium des Johannes beginnt mit dem bekannten Prolog:

- „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen“

Und Goethe im Faust:

- „Geschrieben steht: Im Anfang war das **Wort!**

Hier stockt ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
ich muss es anders übersetzen,
wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.

- Geschrieben steht: Im Anfang war der **Sinn**.
Bedenke wohl die erste Zeile, dass deine Feder sich nicht übereile.
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?

- Es sollte stehn: Im Anfang war die **Kraft!**
Doch auch, indem ich dieses niederschreibe,
schon mahnt mich was, das ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh` ich Rat.

- Ich schreib getrost: Im Anfang war die **Tat!**“

Kaum ausgesprochen, geht es im Faust weiter:

„Soll ich mit dir das Zimmer teilen,
Pudel, so lass das Heulen, so lass das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen mag ich nicht in der Nähe leiden.“

Und was ist des Pudels Kern? **Mephistopheles**, der Böse, der Geist, der stets verneint. Kaum hat sich der Mensch abgewandt vom ursprünglichen Wort, um über den Sinn und die Kraft zur Tat zu schreiten, muss er sich mit dem Teufel das Zimmer teilen. Das gibt doch zu denken!

Beide, sowohl der Johannes-Prolog als auch der des Faust arbeiten mit einem Mythos des „Wortes“. Wir modernen Menschen müssen uns zunächst einmal von der uns gewohnten Sprache für Gebrauchsanweisungen verabschieden und uns mit der mythologischen Sprache anfreunden, die – wie schon Aristoteles feststellte – „dem Hörer besonders freundlich entgegenkommt“.

(Weder, S.208) Das „*lebendige Wort*“ des Mythos ist weder Buchstabe noch Druckerschwärze, sondern eine mehrdimensionale, metaphorische, wirkmächtige Größe, die das Unausprechliche ausspricht und darum immer mehr meint als sie sagt, und dabei stets den ganzen Menschen mit Leib, Seele und Geist im Auge hat. Solche Sprache ist heute nur noch in der Poesie gebräuchlich, wo das **Bezeichnete** zugleich dem **Bezeichnenden** verpflichtet ist. Etwas plakativ gesagt: wo die Sache nie vom Sinn getrennt werden kann. Das Gegenteil ist die reine Formelsprache. „Vier und vier sind acht.“ Die Formelsprache ist im strengen Sinne nur der reinen Wissenschaft vorbehalten. Das ist eine Sprache, die nur Informationen transportiert, denen der Sinn aber stets noch hinzugefügt werden muss. Das metaphorische Wort, (griech. μεταφερω: übertragen, wechseln) aber ist in der Lage, sowohl die Sache als auch ihre Bedeutung zu transportieren.

Zwischenbemerkung: Die Bibel benutzt vorwiegend diese metaphorische Sprachform, weil sie nicht nur informieren, sondern zugleich motivieren will. Es ist darum nicht zufällig, dass das lebendige Wort zunächst einmal das mündlich gesprochene Wort ist.

Dazu Platon (427-347 v.Chr.) im „Phaidros“, ich zitiere:

„Die Schrift erweckt fälschlich den Eindruck, man könne Fragen an sie richten; in Wahrheit aber sagt sie nur immer dasselbe. Zudem redet die Schrift undifferenziert zu jedem, denn sie versteht nicht, zu wem sie sprechen soll und zu wem

nicht. Wenn sie beschimpft wird, bedarf sie immer der Hilfe ihres Vaters (des Verfassers); die Schrift ist nicht imstande, sich selbst zu schützen oder zu helfen. Darum schreibt der echte Kenner der Wahrheit mehr nur zum Scherz und zum Erwecken der Erinnerung; denn seine Schrift ist beinahe so, als wenn er sie ins Wasser geschrieben hätte; dagegen pflegt er viel eher die Rede, die dann in der Seele des Schülers zum Leben erwacht.“

An anderer Stelle in einem seiner Briefe schreibt Platon, dass es von ihm niemals eine Schrift über das geben werde, worum er sich ernsthaft bemühe; denn diese Sache sei nicht sagbar wie andere Lehren, sondern ergebe sich nur aus dem Umgang mit der Sache wie Licht, das in der Seele des anderen angezündet werde. Gerade diese Kritik Platons an der Schriftlichkeit als defizitäre Form der Sprache findet in neuerer Forschung wieder großes Interesse. Auch alles Theologisieren bleibt immer eine defizitäre Form der Gotteserkenntnis.

Gehen wir einmal zurück in das Alte Testament zu Exodus 20, 1-6 dem zweiten Gebot. Da heißt es: „*Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein*

Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel noch des, das auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht“.

Warum -so frage ich- wurde im Luthertum dieses Gebot eliminiert und einfach in das erste Gebot verschoben? Und da es dann keine zehn Gebote mehr waren, hat man das letzte Gebot über das „Begehren“ in zwei Gebote aufgeteilt. Die reformierte Kirche hat bis heute das Bilderverbot beibehalten, weil sie – wie schon das Judentum – in ihren Gottesdiensten keine Bilder erlauben wollte. So heißt es im Heidelberger Katechismus zu diesem zweiten Gebot:

„Was will Gott in diesem Gebot? Dass wir Gott in keiner Art abbilden, noch auf irgendeine andere Weise verehren sollen. Gott kann und soll keineswegs abgebildet werden; denn Gott verbietet, derselben Bildnisse zu machen und zu haben, dass man sie verehere oder ihm damit diene.“

Diese Ablehnung des Bildes hat nun bei dem größten aller reformierten Theologen **Karl Barth** (1886 - 1968) zu einer bedeutenden Aufwertung des Wortes geführt. In zwölf dicken Bänden seiner „*Kirchlichen Dogmatik*“ hat er seine theologischen Gedanken durchaus streitbar dargelegt. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich habe ihn 1956 bei einer Theologen-Tagung in Wuppertal noch persönlich erleben dürfen. Ein durchaus pffiffiger, kleiner und streitbarer Mann! Es erschienen von ihm immer neue Bände, so dass man munkelte, Gott ließe ihn nur noch deswegen solange leben, um zu erfahren, wie Barth seine ganze „*Kirchliche Dogmatik*“ wohl zu Ende bringen würde. Aber die „*Kirchliche Dogmatik*“ hat er dann doch nicht mehr zu Ende gebracht, weil er darüber 1968 (82 jähr.) starb. Die damalige theologische Welt aber hatte er gewaltig aufgemischt. Ich erinnere mich noch, dass man damals Gemeinden und ihre Pastoren gern nach Barth oder Bultmann, nach Ernst Wolf oder Herbert Braun, nach Käsemann oder Conzelmann beurteilte. Man stritt und fetzte sich, als stünde der Untergang des Abendlandes bevor. Damals kam mir zum ersten Mal der Gedanke, das dieser Theologenstreit viel Ähnlichkeit mit dem Bildersturm der Reformationszeit hatte. Seitdem bin ich fest davon überzeugt, dass das zweite Gebot: „*Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis von Gott machen*“ auch für die evangelische Theologie gilt, wenn immer sie versucht, sich ein Bild von Gott zu machen, und ihn dabei in ein bestimmtes Dogma fasst, um seiner habhaft zu werden. Inzwischen sind auch darüber die Jahre vergangen, und die Erde dreht sich immer noch. Aber streiten tun wir uns in der Kirche auch immer noch. Nur die Themen haben sich verändert: Austrittsbewegung, Mitglieder- und Pfarrstellenschwund, Geldmangel, Verkauf oder Abriss von Kirchengebäuden, Abschied von elementaren Glaubensvorstellungen, Bibel und Bekenntnis haben ihre normative Kraft verloren, Pluralismus und Individualismus treiben seltsame Blüten.

„**Untergang des Abendlandes!**“ ruft dann mein Freund Klaus. Dabei sollte er häufiger seinen Seneca lesen; denn der rät ihm doch angesichts der allgegenwärtigen Vergänglichkeit zu stoischer Gelassenheit und zur „**απαθεια**“, Leidenschaftslosigkeit. Diese stoische Lehre des Seneca mit der Geringschätzung äußerer Güter hat das christliche Abendland sehr geprägt, ich denke an Kant, Goethe und Schiller, den Geist der Romantik und die mystische Frömmigkeit heute. „**Loslassen**“ ist die Botschaft der Stoiker. „**Loslassen**“, auch das große Thema gegenwärtiger Spiritualität. Die überlieferten Dogmen **loslassen**; denn auch sie unterliegen der Vergänglichkeit!

Genau hier müsste nun das „*frische, lebendig gesprochene Wort*“, wie wir es von **Jesus** kennen, dem modernen Menschen zur Hilfe kommen, damit er die „*unzeitgemäßen*“ Dogmen hinter sich lassen könnte. Jesus vermochte doch seine Geschichten und Gleichnisse so wirkungsvoll zu erzählen, dass es von ihm hieß: „*Das Volk entsetzte sich, denn er lehrte mit Vollmacht und nicht wie die Schriftgelehrten*“ (Matth. 7, 28-29). Dabei verfuhr er mit den jüdischen Sabbat- und Reinigungsgeboten überaus souverän. Unser Vertrauen heute aber in das „*lebendige Wort*“ scheint sowohl dem einzelnen Menschen im Laufe seines Lebens, als auch der Kirche im Laufe ihrer 2000-jährigen Geschichte völlig abhanden gekommen zu sein. Für beide gilt: Sie vertrauen der „*Wortkonserve*“ mehr als dem top-frisch gesprochenen Wort. Irgendwann aber hat auch die Konserve ihr Verfallsdatum überschritten und ist nicht länger genießbar. Es kann sogar zu einem Kollaps kommen, wenn nichts Frisches mehr auf den Tisch kommt, und der Mensch nur noch aus der Dose lebt.

Als ich im September letzten Jahres unerwartet einen Herzinfarkt bekam, da schickte mich der Arzt zu einer REHA nach Heiligenstadt, wo mir eine Ernährungsberaterin zugewiesen wurde. Sie schärfte mir ein: *Jeden Tag etwas Frisches auf den Tisch, Gemüse und Obst!* Meine Frau klatschte Beifall; denn sie legt seit Jahren auf jeden Teller etwas Grünes, ein paar Blätter und Kräuter, Halme oder Gräser aus dem Garten, und das nicht nur des farblicher Kontrastes wegen. „*Jeden Tag etwas Frisches auf den Tisch!*“ Das ist ein guter Rat auch für den Altartisch am Sonntag, mehr noch für die Sonntagssprache im Gottesdienst. Keiner kann auch dort nur mit Worten aus der Dose leben! Was ich damit meine, erlebte ich kürzlich bei einem Gottesdienst: Nach der Predigt sollte ein Kirchenvorsteher die Abkündigungen verlesen. Er war aber noch so ergriffen, dass es ihm die Sprache verschlagen hatte und ihm die Stimme versagte. Das war so wohltuend natürlich, ganz wie aus dem „*Garten des Menschlichen*“, ein lebendiges Wort, nichts aus der Dose. Und als beim letzten Gospelgottesdienst die Moderatorin eine Ansage zu machen hatte, da war sie noch so in der Musik, dass sie sich dabei im Rhythmus bewegte und mit den Fingern schnipste. Das Schönste war, sie merkte es selbst gar nicht. Alle Gesichter aber hellten sich auf und freuten sich, und als sie das merkte, freute sie sich auch. Solcherlei Augenblicke der Lebendigkeit sind so erfrischend natürlich in einer sonst so weit verbreiteten „*Konservenkultur*“. „*Jeden Sonntag etwas Frisches auf den Tisch*“, das wünsche ich mir auch für unsere evangelischen Gottesdienste.

Kann die Kirche denn auf die überlieferten Texte, wie zum Beispiel auf das alte, apostolische Glaubensbekenntnis völlig verzichten? Kann man es heute noch glaubwürdig mitsprechen? Kann man die Schöpfungsgeschichte, die Jungfrauengeburt, die Weihnachtsgeschichte, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, die Trinität Gottes, das Sühnopfer Jesu am Kreuz und das ewige Leben heute noch glaubwürdig bekennen? Oder ist das bereits „*unzeitgemäßer Dogmatismus*“?

Hier nun scheiden sich die Geister. Es gibt nämlich durchaus gute Gründe für den Erhalt solcher Dogmen, gerade wenn sie *unzeitgemäß* sind, weil sie die einzig notwendige Alternative zum allgegenwärtig „Aktuellen“ sind und dadurch das „Zeitgemäße“ kritisch hinterfragen. Wer sollte es denn auch sonst tun, wenn nicht die Kirche mit ihren Dogmen, die doch zeitlose, ewige Gültigkeit beanspruchen und die Kraft aufbringen, sich dem unverschämt platzgreifenden Zeitgeist entgegenzustemmen? Wenn aber das Dogma mit dem Anspruch auftritt, absolute, ewige Geltung zu haben, dann wird aus dem Dogma „*Dogmatismus*“, ein unzeitgemäßes Vokabular, mit Buchstaben und viel Druckerschwärze. Konservendosen gleich, deren Inhalt längst nicht mehr genießbar ist. Nun meine keiner, das wäre nur ein Problem bei „Kirchens“ und würde ihn persönlich gar nicht betreffen. Es ist vielmehr ein weit verbreitetes Anliegen jedes Menschen, seinen flüchtigen, vergänglichen Worten, Bedeutung zu verleihen. Wenn man sie nämlich aufschreibt, hat man sie schon mal festgehalten. „*Und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen*“. Ein bekannter Prediger pflegte gern zu sagen: „*Und nun für alle, die mitschreiben*“. Er wollte damit seinen Sätzen Gewicht und besondere Bedeutung geben. Das hätte ich heute Abend ja auch gern!

Aber das geschriebene Wort ist doch nur „*geronnenes Leben*“ (José Sánchez), dem das ursprüngliche Leben fehlt. Darum, so scheint mir, haben sowohl **Sokrates** als auch **Jesus** nie

etwas aufgeschrieben. „Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“ (2. Korintherbrief 3,6). Ich ahne, was das für die sozial-geschichtliche Entwicklung der frühen Kirche bedeutet haben muss, als sie sich von der mündlichen Überlieferung verabschieden musste und fortan auf die Schrift angewiesen war, weil die Zeitzeugen Jesu ausstarben. Nicht länger waren die vollmächtigen Prediger und begabten Redner unter den Fischern und Zöllnern gefragt, sondern die des Schreibens und Lesens kundigen Schriftgelehrten. Und so ist das bis heute geblieben. Wie manch feuriger Prediger mag sich wohl schon als Theologiestudent eingeschrieben haben, der sich eine steile kirchliche Karriere versprach und statt dessen als blasser, trauriger Schriftgelehrter endete.

Sören Kierkegaard erzählt den tragischen Werdegang eines Schriftgelehrten, den Eugen Drewermann in seinem Markuskommentar treffend wiedergibt. (Das Markusevangelium I. Teil, S.183 ff)

Etwa so: Ein junger Mann nimmt an einer Studienreise nach China teil und verliebt sich dort unsterblich in eine hübsche Chinesin. Sie kann kein Deutsch, er kann kein Chinesisch, und doch verstehen sie sich auf den ersten Blick. Wieder zurück in Deutschland, bekommt er jede Woche Briefe aus China. Die Briefe tragen ihren Duft, das Papier ihre Leichtigkeit, die Schrift und Buchstaben ihre Beschwingtheit. Schließlich findet er an der Universität einen chinesischen Studenten, der ihm die Briefe übersetzen kann. Am Ende werden ihm die lästigen Fahrten aber zu beschwerlich, und er entschließt sich, selbst Chinesisch zu lernen. Er findet einen Lehrer für „**Sinologie**“ und kniet sich sogleich in die fremde Sprache. Es vergehen Jahre, längst kann er die Briefe aus China selbst lesen. Er macht erstaunliche Fortschritte in diesem Studium, so dass er sogar promoviert und einen Lehrstuhl für Sinologie erhält. „**Die Liebeslyrik der frühen Han-Zeit**“ wird sein Spezialgebiet. So entsteht ein Schriftgelehrter. Ein Mensch, der ein Liebender war und ein Lehrender wurde, der leben wollte und ein Wissender wurde, der aus Liebe lernte und die Liebe verlernte; indem er die Sprache der Geliebten lernte, verging ihm das Sprechen mit der Geliebten, und je mehr er all ihre Worte kannte, desto weniger waren es „*lebendige Worte*“ an sie und „*lebendige Worte*“ von ihm. Diese traurige Geschichte ist doch gleichnishaft für den Werdegang der Schriftgelehrsamkeit.

Was ist denn nun einem solchen Schriftgelehrten zu raten? Soll er den ganzen in jahrelangen Studien erworbenen Ballast einfach abwerfen? Konkret auf unser Thema angewandt, soll er mit Klaus-Peter Jörns „Abschied nehmen“ von so gewichtigen Glaubensvorstellungen wie: die Kirche sei keine Religion, wie jede andere; die Bibel sei Gottes Wort; der Mensch sei ein Ebenbild Gottes, der Tod sei die Bestrafung für die Sünde oder Jesus sei für unsere Sünden gestorben, um nur die Wichtigsten zu nennen. Wer aber von allem Abschied nimmt, was uns im Glauben miteinander verbindet, steht der am Ende nicht einsam im Leeren, was bekanntlich nicht jedermanns Sache ist? Und gäbe es die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen überhaupt noch, wenn unsere Väter auch so verfahren hätten? Macht das verbindliche Dogma nicht erst Gemeinschaft möglich und religiöse Inhalte in solcherlei Gemeinschaft erst kommunizierbar?

Mein Anliegen zielt darum auch nicht vordringlich auf Abschied vom religiösen Erbe, sondern in Anlehnung an Goethe im Faust:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last. Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.“

Die Frage bleibt also offen: Kann er die überlieferten Dogmen nützen, oder kann er's nicht? Das genau entspricht dem Lebensgefühl der sogenannten „**Moderne**“, die sich mit dem Überlieferten schwer tut, weil sie noch um das einstmalige Erbe weiß, es aber nicht mehr nützen kann. Die „**Postmoderne**“ dagegen ist nicht alt genug, um sich des einstmaligen Erbes noch zu erinnern. Sie leidet auch nicht mehr unter dem Verlust. Ihr fehlt nichts, sondern sie steht ganz ohne religiöse Texte und Traditionen trotzig im Leeren. Dazwischen bewegen wir uns heute mit unserem Thema. Die einen nämlich leiden noch am Verlust überlieferter Werte, ihnen fehlt etwas, den anderen aber fehlt nichts.

Gehen wir noch einmal zurück zu unserem Sinologie-Professor. Wie kommt er denn heraus aus seiner verknöcherten Lage? Ich würde ihn gern einladen zu einer erneuten Reise nach China, um seiner alten Liebe noch einmal zu begegnen. Sollte er sich in einer zweiten Naivität noch einmal verlieben, wäre doch alles gewonnen, und wir brauchten uns um seine weiteren Sinologiekenntnisse keine Sorgen machen.

Dies ist natürlich eine metaphorische Redeweise!

Theologisch müsste es heißen: „*ad fontes*“, zurück zu den Quellen erster Liebe, zu den Quellen ursprünglichen Lebens, zurück zu dem lebendigen Wort des Evangeliums, zur Quelle spirituellen Lebens, zur ursprünglichen Sprache, dem gesprochenen Wort mit Blickkontakt zum **DU**, mit Worten und Widerworten, mit unterschiedlichen Bekenntnissen und Erkenntnissen. Das ist die Welt der lebendigen Worte und der Kinder, wo nicht das Verstehen zuerst abgefragt wird, wie bei einem theologischen Kreuzworträtsel, sondern zuerst kommt die Lust und der Genuss des Lebens im Glauben.

Meine Frau und ich haben im September unsere Goldene Hochzeit gefeiert. Da wurden wir von allen Seiten gefragt: „*Ihr müsst euch ja gut verstehen, dass ihr euch 50 Jahre vertragen habt.*“ Ich antwortete gern: „*Wir verstehen uns überhaupt nicht! Täglich sagt meine Frau zu mir: Du verstehst mich einfach nicht!*“ – Man muss doch auch nicht alles verstehen, was man liebt“. Wenn das schon zwischen Mann und Frau gilt, wie viel mehr gilt das für unser Verhältnis zu Gott, unserem himmlischen Vater. Ich will meinen Glauben zuerst genießen und dann erst verstehen; denn ich genieße ja auch sonst vieles, ohne es zu verstehen: den Sternenhimmel, die Stille der Nacht, das Singen der Vögel, die Kunst und die Musik. Das alles macht doch mein Leben erst bunt „*enjoyable*“ und lebenswert. Warum sollte ich ausgerechnet das Wertvollste in meinem Leben, meine Beziehung zu Gott, warum sollte ich das nicht genießen dürfen und statt dessen zuerst verstehen müssen?

„*Du musst das Leben nicht verstehen, dann wird es werden wie ein Fest*“ so Rainer Maria Rilke. Mögen sich die klugen Schriftgelehrten weiterhin über Dogmen streiten, mich interessiert das alles nur insoweit, als mir darüber die Freude an Gott nicht verloren geht.

2009 gab es in der Schweiz und in Deutschland eine Buscampagne des organisierten Atheismus mit der Aufschrift: „*Es gibt keinen Gott, darum Sorge dich nicht und genieße dein Leben!*“ Das zeigt doch überdeutlich, dass Genuss nach herkömmlicher Meinung nicht mit dem christlichen Glauben vereinbar ist. Umgekehrt aber ist es richtig: „*Es gibt einen Gott, darum genieße dein Leben! Wenn es nämlich keinen gäbe, hättest du nichts mehr zu lachen.*“ Über 30 Mal werden wir im Neuen Testament aufgefordert, uns nicht zu fürchten, und über 90 Mal aufgefordert, uns zu freuen. „*Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch!*“ (Phil. 4,4) Ich möchte die Freude und den Genuss am Leben nicht gern den Atheisten überlassen und in der Kirche nur Tristesse und Frust zulassen. Darum wähle ich bewusst das Wort „genießen“, weil mir alle Welt einreden will, im Glauben gäbe es nichts zu genießen.

In der Weihnachtsgeschichte des Lukas hört man bekanntlich die himmlischen Heerscharen singen: „*Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!*“ Was verstehen wir denn unter „Wohlgefallen“? Ich höre schon wieder den Schriftgelehrten einwenden: „*Steht das „Wohlgefallen“ im griechischen Urtext nicht im Genitiv und müsste darum heißen, den Menschen des Wohlgefällens?*“

„So wird der Genitiv dem Schriftgelehrten sein Tod“.

Helmut Thielicke sprach hier von „*überzüchteter Begriffsvirtuosität und Ziselierung längst polierter biblischer Textflächen*“. Vor lauter filigraner Textanalyse unter besonderer Berücksichtigung des „*genetivus partitivus*“ verliert der ernsthafte Schriftgelehrte schließlich das göttliche „*Wohlgefallen*“ ganz und gar aus dem Blick. Das nenne ich „*Konservendosentheologie*“, die kannst du keinem mehr vorsetzen, die schmeckt nach nichts. Nun sage mir keiner, das sei nur ein Problem für Theologen und Pastoren. Das ist auch ein Problem unserer Gemeindeglieder. Da gibt es oft auch nichts mehr zu freuen und nichts mehr zu

genießen. Schon Nietzsche hatte die Christen ins Gesicht geschaut und kam zu dem Ergebnis:
„Die Christen müssten erlöster aussehen, wenn ich an ihren Erlöser glauben sollte“.
Mein Bekenntnis dagegen lautet: !!„für alle, die mitschreiben!!“:

*„Das Evangelium ist die schönste Nebensache der Welt,
wenn in ihm die Hauptsache die Hauptsache bleibt,
kann man es lieben und genießen,
auch wenn man es nicht versteht;
denn es dient nur einem einzigen Zweck:
dem Wohlgefallen Gottes an den Menschen
und dem Wohlgefallen der Menschen an ihrem Gott“.*

Gern bekenne ich darum mit den Worten des ungarischen Erzählers
Sandor Marai: (1900-1989)

"Ich habe es erwogen, und nun spreche ich es aus:
Das Meiste und Schönste in meinem Leben
habe ich nicht Städten, Landschaften, dem Geld,
Tafelfreuden oder der Gunst von Frauen zu verdanken.

Das Meiste und Erhabenste in meinem Leben
verdanke ich dem **Evangelium**.

Es gab mir, gelegentlich, blitzartig, mit einer Zeile - etwas,
was ich vergeblich auf den Meeren, im Gebirge,
in der Gesellschaft von Menschen
oder in den Armen meiner Frau gesucht habe,
es gab mir diese **Begeisterung**, das **Vergessen**,
das **Herzklopfen** und die **tränenvolle Wonne**,
für die es sich zu leben lohnte und Mensch zu sein, nur dies!..."

Heinz Strothmann